

Uff dr Gass

Autor(en): Hans Lanz
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1991

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/40ca6da7-d066-405b-881d-2742e4af8cf4>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Uff dr Gass

Die Gasse als Lebensraum

Die Gasse

Wenn ich sie beschreiben müsste, würde ich von ihr sagen, sie sei schmaler als eine Strasse und auch etwas kürzer, die Häuser stünden näher beisammen, und es sei möglich, sich von Haus zu Haus durch geöffnete Fenster über das Schlüchtchen hinweg zu unterhalten – immer vorausgesetzt, der Verkehrslärm, der auch in der Gasse den Hausmauern nach emporbrandet, lasse solche Kommunikation zu. Wenn ich sie beschreiben müsste, die Gasse, würde ich wohl an die Rheingasse denken, von der ich ahne, dass in Hinterhöfen Spengler Bleche zuschneiden und Schreiner auf rauhes Holz eine glatte Oberfläche hobeln.

Ich würde an die Rheingasse denken. Nicht an die – auch als Gassen bezeichneten – Fussgängerzubringer auf dem Dorf. Auch nicht an jene zu schmalen, durch parkierte Autos an verstopfte Kapillare erinnernden Strassen in den Aussenquartieren und Vorstädten. Ich würde an die Rheingasse denken und vielleicht noch an ihren hübschen Partner, der parallel zu ihr verläuft: an den Oberen Rheinweg.

Hier spielt sich etwas ab, das an den Weg des Menschen schlechthin erinnert; Schopenhauer sagte, der Mensch pendle dauernd zwischen zwei Extremen: der Langeweile auf der einen und der Not auf der andern Seite.

I gang uff d Gass I

«Warum kostet ‹Aarau Rathausgasse› weniger, als ‹Basel Steinenvorstadt›?», fragt mein Jüngster, wenn ich mit ihm Monopoly spiele. Er kennt sowohl den einen wie den andern Schauplatz in natura. «Und warum», so frage ich mich, «wird beim Monopoly zwar die Steinenvorstadt, nicht aber die Rheingasse angeboten?»

Ich kenne Jugendliche, welche an die ‹Steinen›

denken, wenn sie sich zuhause abmelden: «I gang uff d Gass!» Sie denken an Kino, Fast-Food-Shop, Disco, Spielsalon. Und sie träumen von aufgemotzten Autos mit getönten Scheiben und dröhnenden Stereoanlagen, welche sie dermaleinst nach rasanter Fahrt durch die Freie Strasse (kommt im Monopoly auch vor und ist noch teurer als die Steinenvorstadt und auch nicht wesentlich breiter als die Rheingasse), die Gerbergasse und über den Barfi schliesslich schwungvoll und mit einmaligem Ansatz in eine Parklücke in der Steinen zu setzen gedenken. Die Gasse ist für sie Spielfeld, auf dem das Leben gespielt wird. Die Spielregeln sind hier denen des Monopolys nicht unähnlich: Wer etwas hat, kann kaufen. Wer kaufen kann, gewinnt an Ansehen. Schliesslich gewinnt das Spiel, wer am meisten kaufen konnte. «I gang uff d Gass!» heisst hier auch: «Ich will – zumindest für eine kurze oder lange Weile – nicht wissen, wer würfelt und wer die Figuren zieht.»

I gang uff d Gass II

Ältere Herren erinnern sich gerne daran, dass sie auch auf die Gasse gingen. Sie gehen heute noch bei Gelegenheit, am liebsten in Gemeinschaft mit anderen Epigonen. Treffpunkt zum Bummel: eine Kleinbasler Beiz, dunkelbraun getäfert. Der Wirt begrüsst die Gäste mit Namen, bedauert, im Betrieb bleiben zu müssen; er würde gerne mitziehen. Dann ein Haus weiter. Und dann noch eins. Irgendwo wird auch etwas Kleines gegessen («...vor 25 Jahren gab es hier noch um halbzwölf saure Leberli!...»). Das Stichwort ist gegeben: Man denkt an die Leber, entschliesst sich für eine letzte Flasche und betrachtet sich gelangweilt den im Preis unbegriffenen Striptease. Die preisgünstigen Ausflüge auf die Gasse vor vielen Jahren wer-

den verglichen mit dem phantasielosen Herumtreiben, dem Sprayen und Haschen derjenigen, die heute so jung sind, wie man selber gerne wäre. Schliesslich wird in kurz zurückgekehrtem Übermut das Gesetz übertreten und an eine Hausmauer gepinkelt.

Auch hier ist die Gasse das Spielfeld, auf dem das Leben gespielt wird. Nur wieder für kurze Zeit das sein, was man gerne gewesen wäre, was man sein könnte und sein möchte. Das Monopoly des Alltags einen Abend lang zurücklassen, scheinbar Verlorenes wiederfinden und auf dem Nachhauseweg bereits an den Kopfschmerzen erahnen, dass Heiterkeit und Melancholie hinter dem Rücken des spät Heimkehrenden um den Preis der kleinen Freiheit feilschen.

Und irgendeiner denkt bei der Taxifahrt nach Riehen oder so an – Schopenhauer.

I gang uff d Gass III

Schorsch sitzt in der Gassenküche. Man kennt ihn dort von vorn und von hinten: von vorn an seinem Misanthropengesicht, von hinten an seinem blaukarierten (aber nicht kleinkarierten)

Hemd. Essend liest er Hesses <Steppenwolf>. Wenn Peter kommt, wird er das Buch beiseite legen. Dann werden die beiden auf das inzwischen buntgemusterte (Rotbraun von Sauce, Rosa von Erdbeermousse, Gelb von Kartoffelstock), ehemals weisse Papiertischtuch die schwierigsten Mathe-Aufgaben kritzeln. Wer eine Aufgabe nicht lösen kann, hat verloren und bezahlt – auch hier gelten Spielregeln – dem andern eine Flasche Bier. Sofern der Verlierer bezahlen kann! Denn: wer geistige Kapazitäten hat, hat nicht unbedingt auch Geld. Das ist eine Wahrheit, die auf der Gasse längst erkannt wurde – so gut wie jene, die in der Umkehrung der ersten deutlich wird: wer Geld hat, braucht nicht zwangsläufig über geistige Kapazitäten zu verfügen.

Aber: Warum haben Schorsch und Peter möglicherweise kein Geld? Beide sind – teils aufgrund eigener Entscheidung, aber auch als manipulierte Figuren auf dem Spielplan des Lebens – auf der Gasse gelandet. Nicht bloss auf Zeit! Sie sind hier zuhause, im Geviert zwischen rechtsseitigem Rheinufer, Wettsteinplatz, Rebgeasse und Greifengasse.

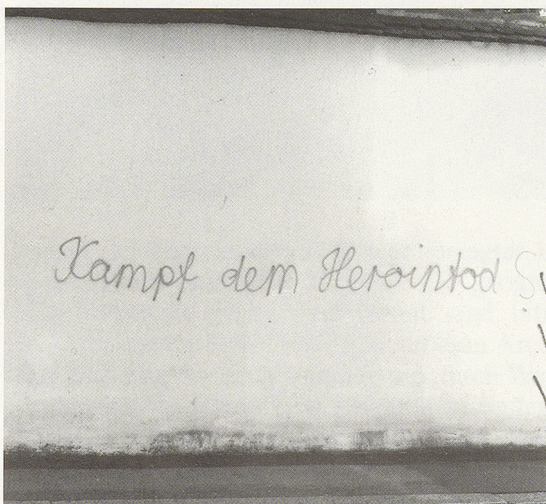


Leben auf der Gasse kann bedeuten, auf wesentliche Fragen immer noch keine Antwort gefunden zu haben.
△

Sehnsucht nach Akzeptanz und Zuwendung:
Cello, Gilbert und s Bliemli auf einer Bank am Oberen Rheinweg. ▽



Leben auf der Gasse kann bedeuten, die Anfragen des Lebens mit einer Gegenfrage zu beantworten. ▽



Irgendwann erfuhren sie von jenen, welche schon vor ihnen auf der Gasse waren, diese kaum sonstwo erfahrbare Akzeptanz. Vorname genügt. Weder letzter Wohn- noch Arbeitsort interessieren. Die Ausbildung spielt keine Rolle. Allfällige Statussymbole werden kariert und höchstens zur allgemeinen Erheiterung getragen.

Wer die Gasse als Lebensraum wählt, tritt ein, ohne an einer Schwelle hängen-zubleiben oder zu stolpern. Das erfahren diejenigen, welche der Gesellschaft ein für allemal den Rücken gekehrt haben ebenso, wie die Aussteiger auf Zeit: Lehrlinge, Gymnasiasten oder jugendliche Gelegenheitsjobber, die zwischen Struktur und Chaos pendeln.

Rupert Schützbach trifft mit seinem Gedicht «Trends» den richtigen Ton:

Unsere Grosseltern
begingen Landflucht.
Unsere Eltern
flohen die Stadt.
Viele aus unserer
Generation
träumen von Weltflucht.

Hier müsste nun eigentlich noch ein Kapitel angefügt werden, das von Menschen berichtet, denen die Gasse der Ort ist, wo sie als illegal erklärte Drogen kaufen, verkaufen und auch konsumieren können. Sie sind zu Weggefährten mit einer besonderen Bedeutung geworden. Menschen, welche die Spannung zwischen Sein und Soll, zwischen Ideal und Realität nicht mehr aushielten. Als solche sind sie weniger als kranke Individuen zu betrachten; vielmehr sind sie Zeichen einer an der Zeit krank gewordenen Gesellschaft. Die Gasse wurde ihnen Lebensraum, weil sich ihnen andere Räume weitgehend verweigern. Ihr in schmalen Bahnen verlaufendes Leben allerdings ist die unbequeme Fragestellung an die Bürger, welche aus den Fenstern der die Gasse säumenden Häusern spähend darauf warten, dass Ordnungshüter den Spielregeln des Monopolys endlich wieder zum Durchbruch verhelfen.

«...und ich sah eine neue Stadt...»

Im letzten Buch der Bibel wird erzählt, der Seher Johannes habe in einer Vision den Ort künftiger Herrlichkeit für die Menschen er-

blickt. Dem Bericht nach soll es sich nicht um ein paradiesisches Naturreservat, sondern um eine Stadt handeln; eine Stadt mit Mauern und Häusern, Plätzen, Strassen und Gassen.

Dieser Traum sollte weitergeträumt werden. Unsere Stadt Basel hätte Voraussetzungen, welche sie – würden sie nur genutzt – näher ans himmlische Jerusalem rücken würden. In dieser – geträumten – Stadt wäre die Gasse ein Ort, wo neue Spielregeln fürs Miteinanderleben der Menschen erprobt würden. In dieser Gasse stünde mindestens ein Haus, dessen Türbreite vielen Einlass gewährte: dem Strassenmaler Hugo, den freundlichen Helfern aus dem Fixerstübli, dem seinen Feierabend geniessenden Fahnder der Polizei und dem etwas frustrierten, bereits schon in die Jahre gekommenen Alten Stadtgärtner. Der Drogenbeauftragte der Regierung sässe gemeinsam mit dem Clochard und dem angegrauten Achtundsechziger am Apérotischchen und lauschte den abwechslungsweise auftretenden Strassenmusikanten. Erfolgreiche und Gestrandete würden über Kultur und Kunst sprechen und sie sich auch gleich ansehen und anhören.

Im Kleinbasel würde es stehn, dieses Haus der Gasse, mit Blick auf den Rhein und das andere Ufer. Und alle jene, welche gegenüber im grossbaslerischen Blauen Haus am Rheinsprung an denen fürs Leben in der Stadt notwendigen Ordnungsstrukturen und Gesetzen

arbeiten, wäre es eine angenehme Pflicht, sich mindestens zweimal täglich ans rheinseitige Fenster zu stellen und den Menschen auf der Gasse zuzuwinken. Bei günstigem Wind würden sie in der Luft schnuppernd einen Duft von gebratenen Würsten, Toleranz und Subkultur wahrnehmen.

Und auf der ganzen Welt würden sich die Menschen wundern über die in Basel gelungene Politik der menschenfreundlichen Überraschungen und der heiteren Gelassenheit.

Karin Voigt verfasste unter dem Titel <Frage> ein kleines Gedicht:

wann gibst du Zuflucht
den unangepassten
den strauchelnden
den kauernden

wann wärmende bleibe

Die Gasse wäre ein Ort, an dem Menschen versuchen, diese Frage – wenigstens zeitweise und bruchstückhaft – zu beantworten mit dem Wörtchen: <jetzt>.

Anmerkung

Die beiden Gedichte <Trends> und <Frage> in: Almanach für Literatur und Theologie; Die Stadt, Wuppertal 1975.